



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

K., I.: Literarische Gespräche : Oesterreichische Lyrik. - Der Referent, ein
Leser, ein Publicist.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literarische Gespräche.

Oesterreichische Lyrik. — Der Referent, ein Leser, ein Publicist.

Leser. Aha! Oesterreichische Lyrik! Schon wieder auf Ihrem Steckenpferd!

Referent. Bitte, wenn Sie das Thema langweilt —

Leser. Nein, nein, erzählen Sie; ich habe nichts gegen die Oesterreicher. Aber geben Sie Acht, daß die Geister dieses bestaubten Bücherhaufens auf Ihrem Tische Sie nicht einst zur Rechenschaft ziehen. Ich weiß manche bedeutende Literaturerscheinung, die Sie kaum mit einem flüchtigen Gruss bedachten; wie aber ein Donau- oder Moldaufänger auftaucht, gleich stürzen Sie sich in seitenlange Abhandlungen. Ist das nicht Parteilichkeit?

Referent. Wie man's nimmt. Ich halte mich an das, was ich am ehesten zu verstehen glaube. Zu dieser Parteilichkeit will ich mich bekennen.

Leser. Ach was! Ein Kritiker muß Alles verstehen —

Referent. Oder doch über Alles schreiben?

Leser. Nein, mehr als verstehen, er muß Alles mit Einem Blick ergründen, wie der Arzt die Natur des Patienten, muß über Alles aus dem Stegreif sprechen können; wie eine Repetiruhr muß er sein: sobald man anfragt, gleich sagt er, wie viel's geschlagen hat. Sonst — offen gesagt — sonst ist er nur ein gebildeter Leser, wie unsereins.

Referent (lachend). Nur ein gebildeter Leser?! Wäre er doch immer das!

Leser. Gebt ihr euch einmal für Literaten aus, so commandirt die Literatur. Es ist recht komisch, daß der Late Einem vom Fach

seinen Beruf erklären muß. Nach meiner Ansicht aber soll der Kritiker den Schlüssel haben für alle Geheimnisse der Schönheit, den Stab des Führers für die verirrtten Talente, und die schärfste Geißel für jede Gemeinheit. Er soll jeder neuen Erscheinung ihren Zusammenhang mit der Zeit, ihren Platz in der Literaturgeschichte und ihre Bedeutung für den Bildungsgang des Autors nachweisen.

Referent. Mehr verlangen Sie nicht?

Leser. Nun es gehört dazu bloß, daß er ein warmes Herz mit einem kalten Verstande verbinde; daß er fortwährend mit scharfem Auge alle Richtungen und Strömungen des Zeit- und Literaturgeistes verfolge; und daß er dann auch ohne Parteilichkeit, ohne vorwiegende Sympathie und Antivathie, streng nach den ...

Referent (einfallend). ... nach den Principien der Kunst u. s. w. Sie haben Recht, lieber Freund, Sie verlangen nicht mehr, als versprochen wird. Aber erlauben Sie, daß ich Ihren Satz vollende; denn ich kenne die Thronreden der Literaturblattredacteurs. Ihr Kritiker soll mit anderen Worten alles Bedeutende, oder, da jeder Autor und Verleger jedes von ihm eingesandte Buch für bedeutend hält, Alles rasch, aber gründlich — rücksichtslos, aber billig — piquant, aber gewissenhaft — kurz, aber tief eingehend und erschöpfend beurtheilen. Nicht?

Leser. Allerdings, dies ist mein Ideal eines deutschen Kritikers.

Referent. Nun, dann erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Ihr Ideal von ganzem Herzen verabscheue. Ihr Ideal ist eine Lüge, ist nichts als „der allzeit fertige Kritiker,“ eine Repetiruhr, wie Sie selber sagten.

Leser. Aber wir haben doch das Vorbild Lessing's —

Referent. Lessing! Großer Gott! Lessing ist der Kaiser Joseph der Literatur, den Alles anruft und den die Wenigsten kennen. Glaubt sich ein Romanschreiber von den Recensenten mißhandelt, so ruft er: Ja, wenn noch ein Lessing lebte! Der Leser, den die Kritik langweilt, der Verleger, der nicht schnell genug bedient wird mit Besprechungen seiner Artikel, beide rufen: Das macht, weil wir keinen Lessing haben! — Sie thun dem armen Lessing zu viel Ehre an. Er war weder so piquant, noch so kurz und rasch, wie wir Modernen. Er begnügte sich damit, die Hauptfragen durchzusechten

und der werdenden Literatur eine Straße zu bahnen. Mit kleinern Sünden hat er sich weniger abgegeben.

Leser. Aber, gerade weil ein solcher Geist uns im Großen vorgearbeitet hat, sollte es möglich sein, mit einiger Gründlichkeit jetzt schon mehr Vielseitigkeit zu verbinden.

Referent. Wir Deutschen sind sehr gründlich in unsern Vorfällen und sehr gewissenhaft in unsern Forderungen. Eben diese äußerliche Gründlichkeits- und Universalitätsucht führt zu der schaltesten Oberflächlichkeit. Jede kleine Zeitschrift soll ein allgemein kritisches Organ sein; man bedenkt nicht, daß dieser Arbeit schon in materieller Hinsicht kaum die breiten Schultern einer Literaturzeitung gewachsen sind. Aber da darf kein faules Ei gelegt werden, ohne daß alle Hennen auf einmal gackern. Das Zuvielregieren hat das politische Leben getödtet, das Zuvielkritisiren hat die Literatur verfälscht. Und so ist ein Fabrikwesen eingerissen, welches nicht nur schlechter, sondern auch langweiliger ist, als die literarische Fabrikation in Frankreich, auf die wir so tugendstolz herabsehen.

Leser. Man wird nicht klug aus Ihnen. Was verlangen Sie von einem deutschen Kritiker?

Referent. Das ist nicht leicht gesagt und noch schwerer gethan. Um mich kurz zu fassen: der heutige Kritiker soll mir einen Dichter als lebendige individuelle Erscheinung hinstellen; er soll mir die Einheit zwischen dem Dichter und dem Menschen, das Wahre oder Gemachte, an seinen Werken selbst nachweisen. Um ein Bild zu gebrauchen: er soll mir die Dichtung zeigen, wie eine Blume, die man frisch aus dem Garten genommen, so daß an ihren zarten Wurzeln noch etwas vom Erdreich hängt, aus dem sie gewachsen ist. Das ist mein Ideal, dem ich als Kritiker nachstreben möchte.

Leser. Ganz recht. Das wollte ich ja auch, nur daß Sie sich anders ausdrücken.

Referent. Aber bedenken Sie, was dazu gehört, um die ganze Literatur in dieser Weise zu kennen? Müßte der Kritiker nicht jedem wahren Dichter sich innerlich verwandt fühlen, nicht das Leben der ganzen Nation in ihren verschiedensten Kreisen verstehen, nicht die Wehen der Production und die Versuchungen der jungen Phantasie an sich selbst erlebt haben? Die Autoren sind nicht ganz im Unrecht, wenn sie verlangen, daß ihr Richter und Rathgeber aus

eigener Erfahrung spreche. Wer selbst Geschichte gemacht hat, wird der beste Geschichtschreiber. Aber, sagt das Publicum, wer noch eigene Erfahrungen macht, hat immer Vorurtheile für oder wider manche Richtungen, Behandlungsweisen und gegen manche Stoffe sogar. Um daher beiden gerechten Forderungen zu genügen, müßte einer geradezu Literaturältester sein. Aber die Literaturältesten recensiren nicht.

Leser. Sie halten also die gewöhnliche Kritik für unnütz, und die wahre für unmöglich?

Referent. Nicht doch. Wir haben ein gutes Häuflein geistvoller und aufrichtiger Kritiker. Aber während sie die klarsten und sinnreichsten Kapitel über abgeschlossene Literaturperioden schreiben, begehen sie oft das schreiendste Unrecht in ihren Urtheilen über Zeitgenossen. Andere sind der Scharfsinn selbst über epische Romantik, wahre Hellseher in dramatischen Dingen, aber stumpf und blind gegen alle Lyrik, oder umgekehrt. Rechnen Sie dazu noch die provinziellen Neigungen und Abneigungen, so führt das Orchester der Journalkritik ein sinnloses Concert auf, in welchem man nicht etwa blos widersprechende Stimmen hört, sondern tiefe Dissonanzen, die sich nie auflösen, die vielmehr höchst ausdrucksvoll die tausend großen und kleinen Risse andeuten, welche auch innerlich durch die deutsche Einheit gehen. Dieser Ohrenzwang ist an sich kein Unglück, aber ein unseltiger Luxus, ein Verlust an Zeit, Geist und Kräften. Ginge es nach meinem Kopf, so begnügte sich Jeder damit, von dem zu erzählen, und das zu schildern, was in der Literatur der Zeitgenossen aus innern und äußern Gründen seinem Verständniß am nächsten steht, was er in seinem Zusammenhang mit dem Leben der Gegenwart erklären kann. Für unsere Journalistik ist dieser Zusammenhang wichtiger, als alle Debatten über ästhetische Grundsätze. Man liefere Beiträge zu einer künftigen unbefangenen Kritik in letzter Instanz. Denn dieses eigentliche Todtengericht kann und muß man doch der nächsten Nachwelt überlassen.

Leser (lächelnd). Ich verstehe; Sie wollen, daß man blos loben und preisen soll. —

Referent. So war es nicht gemeint. Auch weiß ich ja, daß das Publicum am liebsten eine Hinrichtung ansteht und es bitter beklagen würde, wenn die Schwerter der Kritik auf einmal rosten

sollten, an denen unsere ganze Bildung so lange geschliffen hat und noch immer schleift. Nein, die Kritik hat Gelegenheit genug, mit scharfer Schneide zu interveniren, wenn große Talente auf offenbarem Abwege sind; wenn die Mode der Unnatur und Gaukelei nachläuft. Nur nicht Kritik über Alles! Das „Volk der Denker“ muß doch am Ende schon selbst kritisiren können, und ein „gebildeter Leser“ wird gewiß eine schlechte Taschenbuchnovelle von einer etwas minder schlechten unterscheiden können.

Leser. Gewiß! — Uebrigens bleiben ja noch die Buchhändlerinserate in den Zeitungen. ... Ja, Sie haben Recht.

Referent (zum Leser.) Fast schäme ich mich dieses Streits über das Kritisiren; denn ich zeigte Ihnen nur durch mein eignes Beispiel, wie ein Kritiker eine halbe Stunde reden kann, ohne etwas Neues zu sagen.

Publicist. Ja, Sie kamen ganz von Ihrem Thema ab, und ich wartete umsonst auf die österreichische Lyrik. Ich bin da neugierig, wie Sie ihren Zusammenhang mit dem „Leben der Gegenwart“ erklären. Es wird jetzt so viel delirirt über die moderne Lyrik! In Oesterreich soll sie gar eine Revolution bedeuten, eine geistige, eine chronische. Aber steht Oesterreich nicht heute noch so ruhig, wie vor den „Spaziergängen eines Wiener Poeten?“ Wo zeigt sich die große Bewegung der Geister? An den Universitäten? Auf den Kanzeln? In den Zeitschriften? Oder nur in den Leihbibliotheken? Nein, nein, gerade aus dem Dasein jener himmelstürmerischen Poetenphalanx in Oesterreich sieht man, daß die neue Poesie nur eine Fata Morgana ist, oder die hohle Musik des Windes, der um die alten Thürme braust und mit den Wetterfahnen spielt, die Nerven abergläubischer Matronen und sentimentaler Jungfrauen erschüttert, dann aber machtlos verhallt.

Referent. Nicht ganz machtlos: es ist die Musik der Windsbraut, welche die Wolken zerreißt und den Aether reinigt, auf der die Gewitter einherfahren, die aber auch den Samen künftiger Wunderpflanzen auf unsichtbaren Flügeln hierhin und dorthin trägt. Doch, um nicht mit Bildern zu fechten, mit denen sich am Ende Alles beweisen läßt, halten Sie es denn für gar nichts, daß die Besten der jungen Generation sich Verfolgungen aussetzen, nur um die Träume und Hoffnungen des Volkes zu singen und ...

Publicist (einfachend). ... und gefeierte Dichter zu werden? Wie unschuldig Sie sind! Ist es vielleicht ein Märtyrertum, wenn der Poet um den Preis einiger Chicanen sich sein Lorbeerzweiglein dort holt, wo es allein noch zu holen ist? Ich mache daraus keinen Vorwurf, so wenig wie ein Verdienst. Wir haben keine Götter mehr auf Erden; auch die Muse ist ein irdisches Wesen geworden, manchmal eine große Virtuostin, manchmal eine arme Harfnerin, die auf allen Messen singt. Sie gebiert nicht mehr die großen Ideen, sie ist bloß ihr Instrument, im besten Falle ein reines und melodisches. Sie huldigt dem Glück und dem Glanz; stets hat sie die Mächtigen gepriesen; was Wunder, daß sie nicht mehr so eifrig die Fürsten preist! Das Volk, d. h. ein großes Publicum, ist ja heutzutage der beste Mäcen.

Referent. Die Ruhmsucht allein gibt nicht den Inhalt und das Zeug zum Poeten. Es kann und soll kein Verdienst sein, wenn ein Dichter der Eingebung folgt, der er als Dichter folgen muß, aber jedenfalls ein Zeichen der Zeit. Nach Ihren eigenen Worten muß ja das Thema, welches die neue Lyrik feiert, eine Macht sein in Oesterreich.

Publicist. Eine Macht! Mein Gott, das Wort ist elastisch. Ich glaube gern, daß der Glanz des deutschen Dichtershimmels auf ein Poetengemüth Oesterreichs eine Macht ausübt, wie der Mond auf die Gewässer. Man möchte gern auch in den Himmel kommen, der sonst gegen die Oesterreicher spröde that. Man denkt fortwährend nur an das große auswärtige Publicum, will sagen, an die deutsche Nation oder was man sich darunter vorstellt; allmählig träumt und redet man sich in einen Rausch hinein, man richtet im Namen des Volkes Grüße aus, an welche es nie gedacht hat, und so wird man ein „Zeichen der Zeit.“ Zu Hause hat man eine Elite von Lesern, die vom ausländischen Ruhm ihrer Landsleute hingerissen, mit Lenau's lieblichen Versen, mit Beck's rauschenden Strophen und mit Grün's sinnreichen Bildern ihr Ohr fesseln, und durch den Enthusiasmus dafür will bald Jeder beweisen, daß er auch zur Elite gehört. So dachte ich mir den Zusammenhang der Dinge. Jetzt sagen Sie mir, das Alles sei wirklich aus dem Herzen des Volkes gesungen. Aber kann denn das Volk in dem Lande ob und uner der Ens, in Böhmen oder Mähren, in Ungarn oder Galizien diese Poeten verstehen? Ist

in jenen büreaukratisch erzogenen Ländern die Crème der deutschen Bildung so innig mit dem Volk verwachsen?

Referent. Bitte, versteht denn das Volk in der Mark oder in Pommern, was die preussischen Philosophen schreiben? Und doch spricht man nicht nur von der philosophischen Bildung der preussischen Geistesaristokratie, sondern von dem dialektischen Wesen des norddeutschen Volkes. Und es ist etwas Wahres daran; nur sei man aufrichtig genug, zu gestehen, daß in der norddeutschen Natur eben so viel von der Sophistik wie von der Schärfe jener Philosophie liegt. Und das ist eine Schulfrucht, wie es die Lyrik nicht ist. Wenn Sie die fremde Welt, welche man Oesterreich nennt, kennen lernen, so werden Sie sich überzeugen, daß die Poesie der Donau- und Moldaufänger mit dem dunklen Drang der Völker Hand in Hand geht, daß Eins dem Andern entspricht; so wenig auch das sympathetische Band zwischen beiden immer sichtbar wird. Die Bewegung der Geister und Herzen spricht sich dort nicht auf Universitäten und Kanzeln aus, aber im Leben und Treiben, in den Gedanken der Alten, in den Träumen der Jungen.

Publicist. Also Anastasius Grün und seines Gleichen sind dort populär, sind im Munde des Volkes?

Referent. Diese Frage habe ich schon beantwortet. Waren doch die Poesien unserer größten Dichter, obwohl aus dem tiefsten Geist und Wesen des Volkes stammend, diesem oft unzugänglich und wirkten erst aus der Sphäre der höchsten Bildung herab auf das Volk zurück. Wer sieht es der goldenen Sommerwolke an, wenn sie hoch im Blauen schwebt, daß sie aus dem Ddem der Erde entstanden? Ist denn die politische Poesie des übrigen Deutschlands volkstümlich im gemeinen Wortsinne?

Publicist. Sie sind ein Sophist, trotz einem Berliner. Der Norden macht seine Sophismen durch einen Syllogismus, der Süden durch ein schillerndes Bild. Das ist der ganze Unterschied. Ich lasse mir das goldene Sommerwölkchen gefallen, aber die Wirkung von oben herab wird meist zu Wasser. Und wer sagt Ihnen, daß die politische Poesie des übrigen Deutschlands nicht auch eine matte Limonade ist? Ueberhaupt wird mit der sogenannten politischen Poesie eine wunderliche Spiegelfechtereie getrieben. Bald soll die Kritik vor ihr die Flagge streichen und sie freudig salutiren wegen ihrer angeb-

lichen Macht und Bedeutung, bald wieder soll man keine Wirkungen und Erfolge von ihr verlangen wegen ihrer poetischen Selbstständigkeit.

Referent. Ihre Bedeutung verträgt sich sehr gut mit ihrer Selbstständigkeit. Nur muß man ihre Macht nicht für eine materielle nehmen, wie die Schulmeister, die ihr ewig vorhalten, daß man die Freiheit nicht ersinge. Man ersingt auch den Frühling nicht.

Publicist. Zu den systematischen Gegnern politischer Poesie gehöre ich nicht. Doch scheint mir, daß wir keine haben; die Engländer, die Polen, die Italiener, die Franzosen und Griechen haben sie, jedoch in aller Naivetät. Das besondere Schubfach, mit der warnenden Aufschrift: politisch, in welches bei uns selbst ihre Anhänger sie stecken, verräth schon ein böses Gewissen. Ich weiß, daß man auch den Frühling nicht ersingt, aber man kann ihn besingen, weil man ihn kennt und erlebt hat. Läßt sich das von der Freiheit sagen? Nein.

Referent. Man hat freilich keine Gelegenheit bei uns, die Freiheit zu besingen, weder die blühende, noch die verblühte. Dies ist eben das deutsche Schicksal, welches besungen wird.

Publicist. Das deutsche Schicksal ist aber dann eine bloße Verneinung, ein gestaltloses Nichts. Andere Völker haben auch im Unglück mehr Glück als wir; ihnen tritt das Geschick entschieden und unverschleiert entgegen, uns äfft und ermüdet es. Leopardi und Mickiewicz haben Stoff zur Jeremiade; Rhigas, der Thessalier, forderte zu einer That auf, die mit Einem kühnen Wort bezeichnet war; Beranger sang gegen leibhaftige Volksfeinde im Namen einer Gloire, die jedes Kind Frankreichs erlebt hatte; Elliot malt den Grimm und die Noth der Sklotten Englands. Das sind positive Dinge von allgemein menschlicher Tragik, die keiner Voraussetzung und Erklärung bedürfen. Aber wir? Wagt und vermag denn unser Einer zu singen wie Elliot, wie Beranger, wie Rhigas? An tausend Ecken drückt uns der Schuh, aber wo sind, leibhaftig und persönlich, die Feinde unserer Nationalität und Freiheit? Dürft ihr, könnt ihr, wollt ihr sie auch mit Fingern zeigen?

Referent. Der Heine hat's doch zuweilen gethan.

Publicist. Ja, und ganz Deutschland hat die Hände über ihm zusammengeschlagen. Vielleicht weil es einsteht, daß sich gar nicht sagen läßt, wer eigentlich Schuld ist an unserem Kagenjammer. Ist

es die Stellung der Fürsten, das Naturell des Volkes, das europäische Gleichgewicht, oder Alles zusammen? Das ist ein sehr verwickelter Clend, dessen Netze und Maschen der Geschichtschreiber beleuchten, der Publicist studiren, der Politiker lösen soll. Des Dichters würdig wäre es nur, den zu feiern, der sie mit Einem Ruck zerreißt.

Referent. Wenn der Dichter einen solchen Netzer noch nicht feiern kann, so will er ihn vielleicht heraufbeschwören, will er zu dieser That auffordern.

Publicist. Aber welchen Namen und welche Gestalt kann er dieser That geben? Heißt sie Wiederaufbau altgermanischer Herrlichkeit? — Dazu sind wir zu weit vorgeschritten? — Will er, daß wir uns den rothen Hahn der Revolution aufs Dach setzen? — Gott behüte, dazu sind wir viel zu brav und verständig. — Also was will er? Geben Sie Acht, er wird ein Pädagog und seine Muse ein Kindermädchen: entwickeln will er uns. Wir sollen uns, nach dem Takt seiner Verse, in politischer Selbstbildung üben. Wir sollen die Fürsten bitten, daß sie uns den Proceß gegen sie selber gewinnen lassen, den Proceß um Rechte und Verfassungen. — Geht zu einem Advocaten, wird darauf jeder Verständige sagen, ihr habt einen ehrlichen Proceß und ein tüchtiges Streben, aber stockprosaisch ist und bleibt dies ganze Wesen.

Referent. Sie treiben die Dinge auf die Spitze. Ich weiß, daß die politische Arbeit der Gegenwart vorzugsweise ein Gegenstand kluger Berechnung und fleißiger Ausdauer ist. Aber weil die Klugheit rechnet, soll das Herz nicht schlagen? Handelt es sich nicht um mehr, als um ein Halbdutzend Reformen? Und sind diese geduldigen Kämpfer nicht etwas mehr, als nüchterne Advocaten? Schlummern nicht hinter diesen langmüthigen Debatten verhaltene Donner, geheime Seufzer und schwüle Thränen über die bange Thatlosigkeit, über die Ungewißheit der Zukunft, über die Fäulniß vor der Reise, über die Schmach vor den Enkeln? O, dies Sehnen und Hoffen und Harren, welches Volk der Erde hat dies so durchgefostet, wie das deutsche?

Publicist. Nun, unsere moderne politische Poesie schmect auch diesem Hoffen und Harren. Es ist ein Sehnen und Gähnen nach Inhalt und Leben. Keine Literatur hat dergleichen aufzuweisen. Es sind gerade so Freiheitsgedichte, wie Klopstock's Ode an die

zukünftige Geliebte ein Liebesgedicht ist. Nicht Freiheit ist das Thema, sondern die Freiheitssehnsucht, die man der Nation erst einflößen will; nicht Thaten, sondern ihre Schatten: Gesinnungen und Grundsätze. Da klingen die Schwerter und donnern die Aerte; Feuerfäulen steigen, Rosse schnauben, Burgen fallen in Trümmer und blutige Morgenröthen gehen darüber auf. Aber nicht einmal gemeint sind wirkliche Feinde, Waffen und Besten; die Schwerter sind Gedichte, die Aerte Zeitungen, die Rosse sind Abgeordnete, die Burgen sind Privilegien, die Feuerfäulen und Morgenröthen sind Landtagstrumphe. Es ist eine Schlacht von Bildern; zieht man dem Bilde die Maske ab, so steckt wieder ein Bild und noch ein Bild und endlich ein Begriff dahinter. Dreifaches Versteckenspielen!

Referent. Sie haben da eine gewisse Zweckdichterei im Auge, die erst neuerdings in Norddeutschland aufkam.

Publicist. Mit Erlaubniß. Ihr Anastasius Grün hat diese Titanen zuerst angefangen. Er schachtelt auch eine Allegorie in die andere. Da ist der Frühling ein Freiheitsheld, der den Tyrannen Winter verjagt und zuletzt seine Gletscherverfesten mit Rosen „bombardirt!“ Zeit, Jahrhundert, Licht, das sind die ewigen Glossen, auf die er unermüdet Variationen macht, und auf die Alles hinaus läuft. Nie kommen wir zum eigentlichen Inhalt dieser Zauberformeln; und wenn wir ihm durch den ganzen Irrgarten seiner Blumen- und Sternensbilder gefolgt sind und glauben, jetzt endlich werde er die zehnfach eingewickelten und versiegelten Geheimnisse öffnen, da raunt er uns mit vielsagendem Blick zu: Mich dünkt, es will „im Osten tagen.“

Referent. Sie karrikiren. Die Manierirtheiten Grün's sind in Norddeutschland am meisten nachgeahmt worden, aber sie machen nicht den eigentlichen Grün. Der Wiener Spaziergänger ist eine vollsaftige Natur; er frogt von Bildern und Farben, der Reichthum an äußeren Anschauungen überblüht bei ihm den Gedanken, der dann als Reflexion oder als sinnige symbolische Grübeleien durchbricht. Sein Gemüth ist etwas zu behaglich; er muß weit ausholen und beinahe rhetorisch heftig werden, um in's Feuer zu kommen. Seine Leidenschaft sprüht nicht unmittelbar aus dem Herzen, ist daher selten schwungvoll und hinreißend. Phantaste und Geist sind seine primitiven Kräfte und ich glaube daher, viele seiner Poesien wirken nicht wie

eigentlich lyrische Eingebung, sondern wie das Wort eines ungemein begabten und geistvollen Kopfes, der zufällig dichtet, der seine Ideen aber eben so gut auf andere Weise geltend machen könnte.

Leser. Sie zerpfücken mir meinen Anastasius, der doch immer am höchsten steht unter den modernen Freiheitsängern.

Referent. Es ist bezeichnend genug, daß Grün im Norden Deutschlands allgemein über Nikolaus Lenau gestellt wird; vielleicht weil er eben nicht rein lyrisch ist. Seine oratorische Kraft, seine energische Didaktik imponirte, sein funkelnder Esprit blendete mehr, während Lenau's einfache Schönheit lange unbeachtet blieb. Und doch ist Lenau's Poesie von der Wurzel aus durchtränkt mit dem Lebensblut des Zeitalters. Er schmettert keine Schlagworte in den Lärm der Welt, aber er hört vom Zeitgebrause die durchklingenden ewigen Stimmen heraus. Ob er einsam in die Natur oder in die Geheimnisse des Menschenherzens sich versenkt, an jedem Ton werden Sie den armen guten Geist erkennen, der den Rückweg sucht in das verlorene Paradies der Menschheit.

Publicist. Ich gebe zu, daß die Einheit zwischen dem Dichter und dem Menschen selten so schlagend hervorgetreten ist, wie in Lenau; sie geht mir beinahe zu weit. Lenau singt nicht blos die Leiden der Zeit, er leidet sie alle mit und durch; er ist im Tempel dieser Poesie Priester und Opfer zugleich; sein Leben scheint selbst ein Gedicht in Lenau'scher Manier. Alle Ehrfurcht vor einer Individualität, in der die Traditionen von der Bates-Natur des Poeten wieder einmal Wahrheit geworden sind; aber wenn ich auch weiß, daß in Lenau niemals die Phantasie oder der Geist allein, sondern stets der ganze Mensch dichtet, so befriedigt mich dieser Mensch doch nicht. Wie arm und eintönig ist sein Lied, er weiß nur zu klagen; mit den Menschen zu jubeln, wie der gesunde Anastasius, das versteht er nicht, und wo er gar zu Kampf und Sturm rufen will, wird seine Stimme schrill, wie wenn die Schwäche sich überreizt hat.

Referent. Ja, sein Lied ist eintönig; das heißt, es klingt ein Ton durch all seine verschiedensten Weisen; dieser Ton aber ist rein, wie der Gesang Ariels, dem man ewig horchen möchte. Weich ist Lenau allerdings, er ist die Schwester Byron's, aber in seiner Wehmuth ist immer noch mehr Männlichkeit, als in den Kraftsentenzen anderer Poeten.

Leser. Wie es scheint, wollen Sie bloß den Eindruck schilbern, den Lenau's Poesie auf Ihr Gefühl macht; eine eigentliche Kritik habe ich in Ihren Worten noch nicht gefunden. — Nun, über Eindrücke ist nicht zu streiten. Aber ich für meinen Theil möchte Heine, wenn er nur nicht so unnational wäre, hoch über Lenau stellen.

Referent. Wenn sie sonst nichts hindert, thun Sie es immerhin. In Lenau ist auch viel fremdartiges Element; und ich glaube fast, wenn der Zauber seiner Persönlichkeit nicht die Schwaben gefangen genommen hätte, die dortige Aristokratie der Stillvergnügten würde ihn längst als einen Zerrißenen und Welterschmerzler verkehrt haben. Von rein deutschem Naturell ist die moderne Lyrik vielleicht nur bei Freiligrath, Herwegh und Grün; bei letzterem zeigt es sich von der glänzendsten und liebenswürdigsten Seite. Grün ist sogar provinziell; so ernst sein Thema, so tief sinnig seine Richtung sein mag, er trägt immer heitere, frische Farben auf; auch die Gräber überschüttet er mit Blumen; die sinnliche Kraft und der Humor in seinen Anspielungen und Gleichnissen entsprechen ganz dem Charakter des österreichischen und steirischen Volksstammes, den er, freilich in verklärter Weise, wie ein Minnesänger aus den schönsten Tagen des Mittelalters, vertritt. Dies ist sein größtes Verdienst; und es ist ein großes Verdienst, glaube ich. Lenau's Muse dagegen hat eben so wenig ein rein deutsches Temperament, wie Karl Beck's; es ist eine Energie der Trauer, eine Gluth der Melancholie, eine Leidenschaft des Schmerzens in ihm, die man sonst nur im heißblutigen Süden trifft. Aber ich sehe nicht ein, wo dabei das Unglück ist; ich halte es vielmehr für Gewinn, wenn der deutschen Welt neue Lebenselemente zugeführt werden. Lenau und Heine muß man nicht vergleichen, sondern einander gegenüberstellen. Beide singen den Zwiespalt der heutigen Menschheit; jener will ihn heilen und versöhnen, dieser will seine ganze Größe zeigen; bei Lenau flüchtet sich das verletzte Gemüth in die Einsamkeit der Natur, und findet auch hier überall den Widerklang seiner Schmerzen, bei Heine steigt der Geist stegreich auf die Trümmer des Seelenglückes und schleudert rächende Blitze in das Dunkel ringsum; er hat die tiefsten Blicke, dieser Dämon Heine, für die Thorheiten und Selbsttäuschungen der Menschen und freut sich, wenn er Männern ihr kindisches Spielzeug zerbrechen kann. Er kennt die Welt, wie Lenau die Natur. —

Leser. War das die ganze österreichische Lyrik?

Referent. Von Karl Beck sprach ich nicht, weil erst vor Kurzem sein Bild in diesen Blättern skizzirt wurde. Beck wird noch viel zu sprechen geben; seine Natur ist nicht zu berechnen; so bedeutend seine bisherige Laufbahn ist, so neue und reiche Ausichten eröffnend sind seine jüngsten Flügelschläge. Uebrigens würde ich Sie ermüden, wollte ich all die Fähnlein österreichischer Lyrik aufzählen; oft sehr nennenswerthe, reiche Talente, wie Ebert, Vogl, dessen Lieder zum Theil im Munde des Volkes sind, Ludwig August Frankl, u. a. Hier aber ist mir mehr darum zu thun, die Ansicht zu widerlegen, als ob Grün, Lenau, Beck nicht „Zeichen der Zeit“, als ob sie vereinzelte, ausnahmsweise Erscheinungen wären; und da muß ich die Modernen mehr im Auge behalten. Die heißen Quellen sprudeln überall aus dem Boden; das Erdreich scheint plötzlich vulcanisch geworden. Soll ich an Grillparzer erinnern? Und weht nicht in den scheinbar harmlosen „Sensitiven“ von Friedrich Bach ein tiefmoderner Geist? Da ist mehr als die sinnige Besinnlichkeit der frühern Zeit, ein Zug von skeptischem Pathos geht durch seine Lieder; es sind Stimmen des raschelnden Laubes, das von den Bäumen fällt, Stimmen des verstegenden Quells und des verhallenden Herbstwindes; keine Meditationen, die der Dichter über die Natur anstellt, sondern Monologe, die er ihr in den Mund gelegt. Und welche Macht großsinniger Leidenschaft, welche Vereinigung von heroischem Schwung und seelenvoller Weichheit in Betty Paoli! Sie werden in Kurzem eine Sammlung poetischer Erzählungen von Paoli lesen, darunter ist ein Stabat mater, welches als Gedicht vielleicht eben so bewundernswert ist, wie das Tonwerk des italienischen Meisters, das eine Rolle darin spielt. Aber ich wollte Sie diesmal mit einem neuen Lyriker aus Oesterreich bekannt machen, der —

Leser. Wieder ein neuer Lyriker? Sie haben uns ja erst unlängst einen neuen vorgestellt und noch dazu sehr viel Rühmens von ihm gemacht.

Referent. Sie meinen Moritz Hartmann. Von dem hab' ich gar nicht zu viel Rühmens gemacht; andere Kritiker haben viel stärkeres Lob ausgesprochen.

Publicist. In einer Hinsicht stimme ich ihnen bei. Die sogenannten politischen Gedichte in „Koch und Schwert“ sind eben

wirklich Gedichte, was man selten findet, am wenigsten in neuester Zeit. Der junge Gesell geht den Dingen geradezu auf den Leib, nennt jedes Kind beim Namen und zeigt die blanke Klinge, statt, wie viele Andere, mit der zierlichen Scheide und den beziehungs-vollen Arabesken darauf zu coquettiren. Das ist jedenfalls ein ge-sundes, thatkräftiges Wesen, das nicht genug zu schätzen ist.

Referent. Sie würden ihn noch mehr schätzen, wenn Sie auch die nichtpolitischen Lieder in „Kelch und Schwert“ gelesen hät-ten; denn er ist eben so natürlich und hingebend, wo er Leid und Lust seiner Jugend malt. Gewiß, Hartmann wird ein liebenswür-diger Kämpfe und ein ritterlicher Minnesänger. Er tritt oft zu be-zu-quem und ungenirt auf, Feile und Stählung fehlen ihm noch zu-weilen; aber sein erstes Buch mußte zwanzig Bogen dick werden, sonst hätten Sie kaum jene Lieder darin gefunden, an denen Sie die Kühnheit lieb gewonnen haben.

Leser. Ja, ich habe auch manches sehr Jugentliche darin entdeckt.

Referent. Jugend, die eben auf dem Wege der Reife begriffen ist; jedenfalls erfreulicher, als grüne Altklugheit. Dies Jugentliche ist wie die Schönheit in einem Jünglingsantlitz, wo durch die blühende Fülle schon in festem Umriß die bedeutungsvollen Züge des Man-nes durchbrechen. Lassen Sie nur den Griffel des Lebens ein we-nig nachhelfen, bald wird die sinnende Braue strenger vortreten, und auf der jungen Stirn, die sich dem frischen Ruhm entgegenhebt, wer-den tiefere Narben des Geistes stehen.

Leser. Und wer ist endlich der allerneueste junge Lyriker aus Oesterreich, den Sie anmelden?

Referent. Alfred Meißner,*) ein Landsmann, Jugend-freund, ein Mißstrebender, in vielen Stücken ein Gegensatz von Hart-mann. Meißner hat mehr Mystik, mehr Passion, mehr nervöse Inten-sivität, aber auch um desto weniger Frische, Naivität und erquickliches Leben. Seine Poesie ist ein Wein, der drei- und vierfache Gährung durchgemacht hat; erst rang er mit den Einflüssen der geharnischten Lyrik der dreißiger Jahre und schwelgte in ihrem Bilderschwulst; aber zugleich waren die großen einsamen Geister, die mit dem Herzen

*) Gedichte von Alfred Meißner. Leipzig, 1845. Philipp Reclam jun.

denken und mit dem Hirn empfinden, die, gleichsam Jahrhundertuhren, auf die Frage und das Bedürfnis der Minute immer nur mit dem großen Zeiger antworten, Shelley, Hölderlin, Byron, seine Idole, und in ihrem Dienst lernte er, den Gedankeninhalt und die letzten Gründe des modernen Lebens in sich selber neu zu erleben. Solche Studien würden manchem modernen Poeten wohl bekommen, bei dem der ganze Sturm und Drang des Naturells in's Leere und Phantastische zerflattert. Die Poesie dieses jungen Mannes ist oft Essenz; einige Tropfen genügen, um die Luft zu würzen. Meißner ist nicht Meister und Schöpfer in der Ideenwelt, welche seine Lieder belebt; er ist darin bloß der Jünger größerer Genien, aber ein hingebender, echter Jünger. Und was ihm eigen angehört, das ist ein seltenes und glänzendes Talent, zu individualisiren, in kleinen Scenen die tragischen Conflicte der Zeit lebendig auftreten zu lassen. Meist freilich ist er selbst Mitspieler. Die Persönlichkeit, die aus den Gedichten spricht, ist aber eine echt lyrische. Zartfönn ist ihr hervorstechender Zug, ein Zartfönn, der von der kleinsten Dissonanz verletzt wird und eben deshalb vielleicht nur zu sehr die Dissonanzen aufsucht. Charakteristisch ist das Gedicht: „In Verona“ (S. 79), wo seine Phantasie die Grausamkeit altrömischer Circusspiele, wie vor Angst, in großartigen Zügen zeichnet. Dann heißt es:

„Und einen Geist hört' ich rufen zur Rechten,
Längst mir bekannt aus schlaflosen Nächten:
Siehe die Menschen, die Du geliebt!“

So wird ihm die Erinnerung an die Größe der antiken Welt verbittert, er kann die Härte und schneidende Grausamkeit an ihr nicht ertragen. Aber auch die moderne Milde tröstet ihn nicht, er findet bald auch hier eine Dissonanz. Denn der Geist fährt später fort:

„Epätergeborener, ich höre Dich sagen:
Wir stehen ferne solch' blutigen Tagen,
Mild sind die Zeiten, zahm unser Erz. —
Ich, der ich kühn bin, will für Dich sprechen:
Still sind die Zeiten, doch sehnt nach Verbrechen,
Gräßlich, doch schön, sich das menschliche Herz.“

Alle Macht, aller Glanz der Civilisation erinnert ihn nur an die Seufzer der Armuth, an die Nacht in den Hütten; trostlos macht ihn der Gedanke, daß der kühnste Fortschritt der Menschheit, die glor-

reichste That des Genies nur Einzelne erlöse und ewig die ungeheure Mehrzahl von Sittesfindern der Gesellschaft im Staub des Glends lasse. „Im Frühling“ ist ein rührendes Gebet um das Wunder einer solchen Erlösung, allein es schließt:

„Ein schöner Traum! Er wird sich nicht erfüllen,
Doch blickt er schön aus rothem Dämmerlicht;
Es taugt, die Noth der Erde zu erfüllen,
Die Blumenpracht von hundert Lenzen nicht;
Allein so lang noch ird'sche Lenze dauern,
Wird der Poet mit den Enterbten trauern.“

So mächtig ist die poetische Sinnlichkeit, so rein menschlich, so fern von doctrinärer Abstraction sind diese Empfindungen und Anschauungen bei Meißner, daß er sich ihnen ganz hingeben kann, ohne Communismus zu predigen. Statt, wie eine gewisse Zweckdichterei, communistische Dogmen in Verse zu bringen, singt er das Geschick, das Tausende in's Glend, Hunderte zur Verzweiflung oder zum Wahnsinn treibt; schildert er den Zustand der Welt, aus dem eben auch der Communismus entstand. Die Trauer „mit den Enterbten“ aber soll nie von ihm lassen, sie ist das erste und schönste Vorrecht des Dichters. Am treffendsten hat er selbst den Inhalt und die Richtung seiner Poesie mit den Zeilen ausgedrückt:

„Im armen Volke such ich Platon'stirn,
Ich such das Weib in den verlorenen Dirnen,
Die Kraft im Sklaven, der in Staub getreten,
Den Gott im Sünder, der nie lernte beten.“

J. R.